

1 Themen und Methoden der Sozialpsychologie

Inhalt

Die Sozialpsychologie ist eine empirische Wissenschaft, die das menschliche Erleben und Verhalten in sozialen Situationen untersucht. Sozialpsychologische Untersuchungen verwenden vor allem drei wissenschaftliche Methoden: die beschreibende, die korrelative und die experimentelle Methode. Vermittelnde Mechanismen werden durch Mediationsanalysen aufgeklärt. Moderationsanalysen untersuchen, bei welchen Personengruppen zwei Variablen unterschiedlich stark in Beziehung stehen. Mehrere zuvor durchgeführte Untersuchungen werden in Metaanalysen zusammengefasst.

1.1 Was ist Sozialpsychologie?

Führt das Spielen gewalttätiger Computerspiele zu nachfolgender Aggression im wirklichen Leben? Bevorzugt man einen Partner, der einem ähnelt oder der einen ergänzt? Sollten Entscheidungen durch Individuen oder Gruppen getroffen werden? Wie effektiv sind Warnhinweise auf Zigarettenpackungen wie »Rauchen tötet«, dass Raucher aufhören zu rauchen? Das alles sind Fragestellungen der Sozialpsychologie.

Als Sozialpsychologe beschäftigt man sich mit dem *Erleben und Verhalten* des Menschen in Abhängigkeit von anderen Menschen. Wieweit wird also menschliches Erleben und Verhalten durch die *soziale Umwelt* beeinflusst?

Definition

Sozialpsychologie ist der Versuch zu verstehen und zu erklären, wie Gedanken, Emotionen und Verhaltensweisen von Individuen beeinflusst werden durch vorgestellte oder tatsächlich anwesende andere Personen (Allport, 1954b).

Gegenstandsbereiche in der Sozialpsychologie sind weite Teile des menschlichen Miteinanders:

- Wie denken wir über uns und unsere Umwelt?
- Wieweit lassen wir uns von anderen beeinflussen?
- Benachteilen wir andere Menschen aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit?
- Wie erfolgreich sind wir in der Zusammenarbeit mit anderen?
- Wann sind wir bereit, anderen zu helfen?
- Wann wollen wir anderen schaden?

1.2 Sozialpsychologie ist eine Wissenschaft

Anders als beispielsweise bei der Nanotechnologie oder der anorganischen Chemie sind alle Menschen mit den Themen der Sozialpsychologie gut vertraut. Betrachten wir die folgenden drei sozialpsychologischen Aussagen:

- Das Mitverfolgen eines Boxkampfes im Fernsehen vermindert nachfolgende eigene aggressive Impulse.

- Personen in schlechter (gegenüber neutraler) Stimmung sind weniger bereit, einer Person in Not zu helfen.
- Kinder, denen eine geringe Strafe angedroht wird, wenn sie mit einem verbotenen Spielzeug spielen, schätzen die Attraktivität des Spielzeugs höher ein als Kinder, denen eine hohe Strafe angedroht wird.

Alle diese Behauptungen sind für uns wenig überraschend. Deshalb wird oft angezweifelt, ob die Sozialpsychologie eine empirische *Wissenschaft* darstellt, da sie nichts anderes als Annahmen des »gesunden Menschenverstands« bestätigt.

Viele Ergebnisse sozialpsychologischer Untersuchungen hätte man sicherlich vorhersagen können, manche jedoch auch nicht, und oftmals überschätzt man rückblickend die Vorhersehbarkeit eines Ereignisses (Fischhoff, 1975). Betrachten wir noch einmal die oben genannten drei Aussagen. Tatsächlich sind sie alle falsch, und jeweils das genaue Gegenteil ist der Fall (Aronson & Carlsmith, 1963; Carlson & Miller, 1987; Philips, 1983).

Merke

Alltagsannahmen stellen sich nach wissenschaftlicher Überprüfung oft als falsch heraus.

Das menschliche Alltagswissen über Sozialverhalten und sozialen Einfluss ist nicht immer zutreffend und bedarf einer wissenschaftlichen Überprüfung. Dies leistet die Sozialpsychologie, die mithilfe geeigneter *wissenschaftlicher Methoden* ihre Vorhersagen einem kritischen Test unterzieht.

Merke

Im Gegensatz zum »gesunden Menschenverstand« verwendet die Sozialpsychologie wissenschaftliche Methoden, um ihre Vorhersagen zu überprüfen.

1.3 Methoden in der Sozialpsychologie

Um Vorhersagen zu überprüfen, ziehen Sozialpsychologen verschiedene wissenschaftliche Methoden heran. In Untersuchungen werden vor allem die *beschreibende Methode*, die *Korrelationsmethode* und die *experimentelle Methode* verwendet. Mediations- und Moderationsanalysen klären die vermittelnden Prozesse und bei welchen Personengruppen Effekte unterschiedlich stark auftreten. Eine zusammenfassende Analyse bereits durchgeführter Untersuchungen wird als *Metaanalyse* bezeichnet.

1.3.1 Beschreibende Methode

Eine Art, eine Vorhersage zu überprüfen, ist die Auftretenshäufigkeit eines bestimmten Phänomens zu beschreiben. Dies kann geschehen durch Beobachtungen, Fragebögen oder Archivstudien. Wie häufig tritt beispielsweise Aggression in der Schule auf?

- In einer Beobachtungsstudie würden beispielsweise ein oder mehrere trainierte Wissenschaftler das Verhalten von Kindern auf dem Schulhof beobachten und das gezeigte Verhalten anhand vorher festgelegter Kriterien kodieren.
- Fragebögen könnten an die Lehrer verteilt werden, um von ihnen Auskunft über aggressives Verhalten im Klassenzimmer zu erhalten.
- In einer Archivstudie werden offizielle Statistiken herangezogen, wie häufig z. B. Kinder aufgrund ihres Verhaltens in der Schule angezeigt werden.

1.3.2 Korrelationsmethode

Die beschreibende Methode kann zu interessanten Einsichten verhelfen. Sie kann allerdings keine Aussagen zu einem möglichen Zusammenhang zweier (oder mehrerer) Variablen treffen. Tritt beispielsweise Aggression in der Schule in manchen Jahreszeiten häufiger auf als in anderen? Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Aussehen einer Person und der

Häufigkeit, mit der ihr in Notsituationen geholfen wird? Hängt das Gehalt, das eine Person bekommt, von ihrem Selbstwert ab?

Solche Fragen kann man mithilfe der Korrelationsmethode beantworten. Wie auch bei der beschreibenden Methode können die Variablen durch Beobachtungen, Fragebögen oder Archivanalysen erfasst werden. Im Gegensatz zu der beschreibenden Methode können jedoch Aussagen über den Zusammenhang zwischen Variablen getroffen werden. Wenn man die Ausprägung einer Variablen kennt (z. B. wie gutaussehend eine Person ist), dann kann man eine bestimmte Vorhersage treffen, wie eine andere Variable (z. B. wie wahrscheinlich es ist, dass ihr in einer Notsituation geholfen wird) wahrscheinlich ausgeprägt ist.

Merke

Der Zusammenhang zwischen zwei Variablen wird über die Berechnung von Korrelationskoeffizienten erfasst.

Ein *Korrelationskoeffizient* wird als ein Wert ausgedrückt, der von +1.0 bis -1.0 reichen kann. Das *Vorzeichen* zeigt an, ob der Zusammenhang positiv oder negativ ist. Eine positive Korrelation bedeutet, dass ein Anstieg der Ausprägung einer Variablen mit einem Anstieg der Ausprägung der anderen Variablen verbunden ist, während eine negative Korrelation anzeigt, dass beide Variablen in unterschiedliche Richtungen gehen (wenn eine ansteigt, fällt die andere ab). Der *absolute Wert* zeigt die Stärke des Zusammenhangs beider Variablen an. Je größer dieser Wert ist, desto stärker sind beide Variablen miteinander verbunden und desto besser kann man aufgrund der Ausprägung einer Variablen die Ausprägung der anderen Variablen vorhersagen. Eine Korrelation von 1.0 zeigt einen perfekten Zusammenhang zwischen zwei Variablen an, d. h. die Kenntnis der Ausprägung einer Variablen erlaubt eine exakte Vorhersage über die Ausprägung der anderen Variablen. Da jedoch zwei Variablen fast nie vollständig miteinander verbunden sind, werden die meisten Korrelationskoeffizienten, die wir in den folgenden Kapiteln kennenlernen werden, nicht an +1.0 oder -1.0 heranreichen. Nach Cohen (1988) kann man die Größe des Zusammenhangs zweier psychologischer Variablen wie folgt einteilen:

- kleiner Effekt: $r = .10$
- mittlerer Effekt: $r = .30$
- großer Effekt: $r = .50$

Wenn wir in folgenden Kapiteln von kleinen, mittleren und großen Effekten sprechen, dann beziehen wir uns auf diese Einteilung. Der durchschnittliche Effekt in der Psychologie ist ungefähr $r = .24$ (Bakker, van Dijk & Wicherts, 2012) und in der Sozialpsychologie $r = 0.21$ (Richard, Bond Jr. & Stokes-Zoota, 2003). Typische Effekte in der Psychologie und der Sozialpsychologie sind demnach klein bis mittel in ihrer Effektstärke.

Die Korrelationsmethode hat viele Vorteile: So können Zusammenhänge zwischen Variablen erfasst werden, die nicht induziert (wie Geschlecht oder Alter) oder aus ethischen Gründen in einem Laborkontext hervorgerufen werden können (wie Gewalt oder Missbrauch). Allerdings hat die Korrelationsmethode einen entscheidenden Nachteil: Es sind keine Rückschlüsse auf einen *kausalen Zusammenhang* zwischen Variablen möglich.

Beispiel

Betrachten wir die Hypothese, dass soziale Probleme verstärkt in Ländern auftreten, die ein großes Gefälle zwischen Arm und Reich aufweisen (Wilkinson & Pickett, 2009). Zur Überprüfung ihrer Hypothese erfassten Wilkinson und Pickett das Auftreten von sozialen Problemen (wie Übergewicht, Drogenmissbrauch oder Schwangerschaften von Minderjährigen) und die (Un-)Gleichverteilung von Vermögen in verschiedenen Ländern. Tatsächlich zeigte sich, dass die soziale Ungleichheit einer Gesellschaft (und nicht das Durchschnittseinkommen) in einem Zusammenhang steht mit dem Auftreten einer Reihe von sozialen Problemen. So ist es beispielsweise sechsmal wahrscheinlicher, dass ein US-Amerikaner (eine Gesellschaft mit großen Einkommensunterschieden) übergewichtig ist als ein Japaner (eine Gesellschaft mit relativ geringen Einkommensunterschieden). Würden Sie daraus schließen, dass soziale Ungleichheit Übergewicht bewirkt?

Möglicherweise, aber nicht unbedingt. Für eine Korrelation zwischen zwei Variablen X und Y gibt es drei mögliche Erklärungen:

- X ist Ursache von Y.
- Y ist Ursache von X.
- Es gibt keinen kausalen Zusammenhang zwischen X und Y, der Zusammenhang zwischen X und Y ist durch eine dritte Variable Z verursacht.

Eine signifikante Korrelation zwischen sozialer Ungleichheit und dem Auftreten von Übergewicht kann also bedeuten, dass soziale Ungleichheit tatsächlich zu Übergewicht führt. Übergewicht kann aber auch soziale Ungleichheit bedingen (Übergewichtige erhalten beispielsweise von ihren Arbeitgebern weniger Geld und werden eher entlassen als Normalgewichtige). Schließlich könnte eine *dritte Variable*, wie der Bildungsstand, den Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Übergewicht erklären: Ein niedriger Bildungsstand geht sowohl mit sozialer Ungleichheit einher als auch mit Übergewicht. Die Korrelationsmethode ist daher nur bedingt geeignet, psychologische Prozesse zu erklären.

Merke

Korrelationen dürfen nicht als Kausalaussagen interpretiert werden!

1.3.3 Experimentelle Methode

Um Ursache-Wirkungszusammenhänge zu untersuchen, ist das experimentelle Vorgehen die Methode der Wahl. Mithilfe eines Experiments untersucht der Versuchsleiter den Einfluss einer oder mehrerer *unabhängigen Variablen* auf eine oder mehrere *abhängige Variablen*.

Merke

Unabhängige Variablen werden vom Versuchsleiter variiert, um ihren Einfluss auf eine abhängige Variable zu untersuchen. Abhängige Variablen werden vom Versuchsleiter gemessen.

So untersuchten Isen und Levin (1972) den Einfluss von positiver Stimmung (unabhängige Variable) auf Hilfeverhalten (abhängige Variable). Die Stimmung der Probanden wurde variiert, indem manche Probanden in einer Telefonzelle eine Münze vorfanden (Bedingung »Positive Stimmung«), während andere Probanden keine Münze vorfanden (Bedingung »Neutrale Stimmung«). Als die Probanden die Telefonzelle verließen, ließ ein Mitarbeiter des Versuchsleiters (ein sogenannter *Konföderierter*; diesen Fachausdruck verwenden wir auch später immer wieder) einen Stapel Papiere fallen. Es zeigte sich, dass 84 Prozent der Probanden in der positiven Stimmungsbedingung, aber nur vier Prozent in der neutralen Stimmungsbedingung halfen, die Papiere aufzuheben.

Um sicherzustellen, dass tatsächlich die unterschiedliche Stimmung der Probanden in den beiden Versuchsbedingungen die Unterschiede in der Hilfsbereitschaft bedingen, sind die Kontrolle des Versuchsleiters über den Versuchsablauf sowie die randomisierte Zuteilung der Probanden zu den jeweiligen experimentellen Bedingungen notwendig.

Kontrolle des Versuchsleiters über den Versuchsablauf bedeutet, dass alle Probanden den mit Ausnahme der unabhängigen Variablen identischen situativen Bedingungen ausgesetzt sind. In der Untersuchung von Isen und Levin verließen beispielsweise alle Probanden die gleiche Telefonzelle, und der Konföderierte ließ immer die gleiche Anzahl an Blättern Papier fallen. Zudem war dem Konföderierten nicht bewusst, ob die jeweiligen Probanden eine Münze vorfanden oder nicht. Dadurch kann man ausschließen, dass er mehr oder weniger bewusst Einfluss auf das Verhalten der Probanden ausgeübt hat. Der einzige Unterschied für die Probanden in den beiden experimentellen Bedingungen bestand also darin, dass die eine Gruppe eine Münze fand und die andere nicht. Alle anderen Umstände wurden konstant gehalten. Unterschiede in der Hilfsbereitschaft zwischen

beiden Versuchsgruppen sind daher wahrscheinlich auf die experimentelle Variation zurückzuführen.

Da manche Personen von ihrem Wesen hilfsbereiter sind als andere, musste gewährleistet sein, dass nicht alle hilfsbereiten Personen der Bedingung »Positive Stimmung« und die wenig hilfsbereiten der Bedingung »Neutrale Stimmung« zugeteilt wurden. Dies erreicht man durch eine *randomisierte Zuteilung der Probanden* zu beiden experimentellen Bedingungen. Für alle Probanden musste also die gleiche Wahrscheinlichkeit vorliegen, entweder der einen oder der anderen Bedingung zugeordnet zu werden. Dadurch kann man relativ verlässlich ausschließen, dass die höhere Hilfsbereitschaft in der positiven gegenüber der neutralen Stimmungsbedingung auf Unterschiede in der Hilfsbereitschaft der Versuchspersonen zurückzuführen ist, die bereits vor der experimentellen Variation bestanden.

Merke

In einem Experiment werden mit Ausnahme der unabhängigen Variablen alle Aspekte einer Situation identisch gehalten, und die Probanden werden per Zufallsprinzip den experimentellen Bedingungen zugeteilt.

Statistische Signifikanz

In der erwähnten Untersuchung zeigte sich ein deutlicher Effekt der Stimmungsinduktion auf die Hilfsbereitschaft der Probanden (84 Prozent gegenüber vier Prozent). Wirkt sich positive Stimmung aber tatsächlich förderlich auf Hilfeverhalten aus oder sind nur zufällig besonders viele Probanden der Bedingung »Positive Stimmung« zugeordnet worden, die auch ohne Stimmungsinduktion geholfen hätten? Zwar sind aufgrund der randomisierten Zuteilung der Probanden zu den experimentellen Bedingungen Unterschiede in der Hilfsbereitschaft vor der Stimmungsinduktion unwahrscheinlich, können aber dennoch (gerade bei kleinen Stichproben) nicht ausgeschlossen werden. Daher wird ein *Wahrscheinlichkeitsniveau (p-Wert)* angegeben, wie wahrscheinlich die unterschiedliche Hilfsbereitschaft in den experimentellen Bedingungen zufällig aufgetreten ist.

In der (Sozial-)Psychologie besteht die Konvention, ein Ergebnis als *statistisch signifikant*, d. h. bedeutsam, anzusehen, wenn die Wahrscheinlichkeit, dass ein Ergebnis (beispielsweise ein Mittelwertsunterschied oder eine Korrelation) durch Zufall zustande gekommen ist, unter fünf Prozent liegt. Wenn wir in folgenden Kapiteln von signifikanten Effekten sprechen, bedeutet dies, dass es relativ unwahrscheinlich ist (unter fünf Prozent), dass es sich um ein Zufallsergebnis handelt.

Merke

Ein Effekt gilt als statistisch signifikant, wenn die Wahrscheinlichkeit eines Zufallsergebnisses unter fünf Prozent liegt.

Seit längerem ist bekannt, dass vor allem Studien in wissenschaftlichen Zeitschriften erscheinen, die signifikante Ergebnisse berichten (Sterling, Rosenbaum & Weinkam, 1995). In den letzten Jahren wurden verschiedene Replikationsprojekte (also die Wiederholung wissenschaftlicher Studien durch andere Wissenschaftler) durchgeführt, um zu überprüfen, ob die berichteten Ergebnisse in den Originalarbeiten erneut gefunden werden können. Dabei kam es zumeist zu ernüchternden Ergebnissen. In einem Projekt (Open Science Collaboration, 2015) zeigte sich, dass von 100 Replikationsstudien 36 signifikante Ergebnisse erzielten. In den Originalstudien dagegen hatten 97 signifikante Ergebnisse berichtet. Das Projekt rief Kritik hervor (z. B. Gilbert, King, Pettigrew & Wilson 2016), beispielsweise dass bedeutsame Unterschiede in der Vorgehensweise zwischen Original- und Replikationsstudie bestünden. Nichtsdestotrotz kann man festhalten, dass es einen Publikationsbias gibt, dass also überzufällig häufig Studien mit signifikanten Ergebnissen publiziert und viele der berichteten Effekte überschätzt werden. Der tatsächliche typische Effekt sozialpsychologischer Studien wird demnach geringer sein als $r = .21$ (Richard et al., 2003). In den folgenden Kapiteln wird häufig darauf eingegangen werden, inwiefern die berichteten Befunde sich auch in Replikationsstudien zeigten.

Ein Grund dafür, warum so wenige nicht signifikante Studien berichtet werden, ist, dass Wissenschaftler bei nicht signifikanten Ergebnissen kein